

# Die jenischen Schweizer

Autor(en): **Staub, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **8 (1932)**

Heft 41

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-756560>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die jenischen Schweizer

Der Alpenwanderer ist heute weniger anzusehen, als mit zunehmender Höhe die Schweizer immer unruhiger und bedenklicher werden. Die Bewohner abgelegener Bergdörfer, vom Buechler nicht erwähnt, sind alle Abkömmlinge eines Urschwyzers, die mit Stolz auf ihren jahrhundertalten Stammesbaum zurückblicken dürfen. Wie verwundert ist nun aber mancher Tourist, wenn er in diesen oder jenen Berggemeinden, das an steilen Hängen kleben, einem Menschenbild begegnet, der keineswegs seinen Vorfahren vom Schweizer Bergbauertyp entspricht. Gewiß, solch schlaksige, hochgewachsene Gestalten von aufrechter Haltung findet man auch unter Hiesigen. Aber diese Köpfe mit ihren fremdlandlichen Gesichtszügen sind nun anders. Im Tiefschlaf unten, in der Pflanz? Bei den Neumännen? Bei den Zugewanderten? Diese sarrig-schönen, dunklen Augen sind nicht schiefen Bergern eigen. Sie sind ihnen nicht schon im Flachland, in einer Kiegrube, in einer Wäldchungsbegegnung? Vor einem Wegweiser mit zwei runden Köpfen und freigelegten Füßen? Die Männer hochten Körbe, verzerrten Pfannen; die Frauen, mit großen Ohrläppchen geschmückt, sammeln in der Nachbarschaft Schirme zum Flecken oder haarierten mit Kurzwaren. Da weiß man, das sind dieselben Menschen. Das Bergglocken ist der Heimatort der Zensenfliker, Kelller oder Spengler, wie man die Angehörigen dieses fahrenden Volkes verschiedenlich nennt. Aber wie sind sie hier anständig geworden? Sind es Schweizer, die nur durch einige Wanderjahre anders geartet wurden?

Der Gemeindepresident eines bündnerischen Bergdorfes, bei dem wir uns nach dem Stammesbaum seiner fahrenden Bürger erkundigen, kratzt bedenklich in den Haaren. Die kleine Gemeinde hat 300 fahrende Bürger, für die sie jährlich 20 000 Franken ausgeben muß. Der moderne Straßenverkehr, die gestaltliche Ordnung räumt ihnen immer weniger Recht auf die Romantik der Landstraße ein. Da erinnern sie sich immer häufiger daran, daß sie ja Bürger einer Gemeinde sind, die für sie sorgen muß. Einige versuchen ansatzig zu werden, den untern Wandertrieb unterdrückend. Die Gemeinde hilft ihnen ein Häuschen mit Land und Ziegen zu kaufen und den Wanderwagen für immer in die Remise zu stellen. Sie sorgt auch für die Erziehung ihrer Kinder. Aber die meisten halten es nur über den kalten Winter in den Bergen aus und verdueren nicht das Gewerbe ihrer Ahnen weiter zu treiben. Bester sind sie nicht.

Woher stammen nun diese unruhigen Bürger, die alle gleichen Namens sind und unter sich nicht romanisch, sondern jenuisch die Gehörten des Kelller und Spengler, reden? Im 18. Jahrhundert, erzählt der Gemeindepresident, ist ihr



Wie in ihnen nicht oben begegnen, den fahrenden Zensenflickern, den jenuischen Kelllern und Spenglern sind hier nicht imitten eines wilden Durcheinanders von schreienden Kindern und klagenden Händen? Die Männer hochten Körbe, verzerrten Pfannen; die Frauen, mit großen Ohrläppchen geschmückt, sammeln in der Nachbarschaft Schirme zum Flecken oder haarierten mit Kurzwaren.

Alle haben tiefere in den Bergen ihren Heimatort. Die Romantik der Landschaft ist es im Erleben. Die jenuischen Menschen, wie die Hiesigen zu werden. Da ist einer von ihnen aus einer schlafigen Pflanz in einem fahrenden Bergdorf mit einem Haie, einem Kamm und einem Pferd. Sein Vorrat ist noch mit dem Wegweiser umgeben.



Fünf Schwestern aus der Sippe der fahrenden Bürger, Wilhelmine, die Großschwägerin von Franz der Achtern, die Frau in Holzfäller in die Gemeinde. Den Korbwagen betreiben sie mit zwei Holzkäufen. Ihre Kinder werden als Wandernochweniger im Elterntum die der Väter. Die Gemeinde hilft ihnen, sie notwendig zu ernähren.



Die diese Frau Franz des Achtern und die Sohn holten Material, um wieder neue Körbe zu flechten. Weit drüben am Abhang schimmern sie die Stöcke und schliefen die Last den Stunden weit nach Hause.



Franz der Hiesiger, wohnt im Dorf, hat 15 Kinder. Hier sind drei davon, Schwägerinnen von Wilhelmine. Die 17jährige Tochter vertritt sich ihren Vorrat über den Winter am Holzfluh, im Sommer kassieren sie ihre kleinen Großwäner, ihr Vorrat ist krank, das Herrentreiben hat er aufgegeben.



Sorgen sich die jenuischen richtig für ihre Vererbung, so vernachlässigen sie häufig die Erziehung der Kinder. Staat, Gemeinde und gemeinnützige Institutionen sind oft geblieben, hilflos zurückgelassen.

Stammvater mit Bruder und Schwester als Glied einer heimatlosen Familie aus Österreich eingewandert. Der Bruder starb ohne Nachkommen. Der Stammvater, geboren 1807, von Beruf Wasmannier, Flicker von allem erdenklichen zerbrochenen Sachen und tüchtiger Glockengießer, fiel durch Zwangsangehörigkeit der Gemeinde zu. Er hinterließ bei seinem Tod 107 direkte Nachkommen, ohne die Kinder der verheirateten Töchter, 1924 waren es ihrer 207, 1913 die schöne Zahl von 371.

Frage man im allgemeinen nach der Herkunft der jenuischen Leute, die auch in anderen Kantonen beheimatet sind (der Kanton Thurgau bekam allein über 1100 Köpfe zu verzeichnen), dann muß man schon den 35jährigen Krieg verantwortlich machen, der große Scharen von Heimatlosen als Beraubte und Entrechtete aus dem deutschen Reich über die Grenzen warf. Als Musikanten, Schinder, Schwemmschneider, Handwerker, Pferdebesitzer und Leinewerker tritten sie auf der Landstraße ihr Leben. Sie hatten sogar ihren eigenen Vogt, den Graf von Werdensberg-Heiligenberg, genannt der «König der Kelller». Mit der Zeit wurden diese Heimatlosen aber eine förmliche Landplage, die man entweder brutal vertriebe oder in humaneren Zeitalter den Volksganzen entzuziehen suchte. Vor hundert Jahren mußten vor der Erde, Tagelöhner die Mitbürger aufgefodert werden, sollen Uebel einmal abzuheben, indem dem Erwachsenen eine Heimat, welche jütem Menschen von Rechts wegen gebührt,

angewiesen wird, wo sie nicht um ihrer bloßen Existenz willen, die sie von Gott, dem Vater aller, empfangen haben, vertriebe, und ihre Weiber und unschuldigen Kinder gepörrigt werden, um diese Leute den Nachbar zuzuzüchten.

Bei allen jenuischen Schweizern die Heimat wirklich Heimat und glückliche Rast geworden ist, braucht es noch viele Opfer von Staat, Gemeinden und Gemeinnützigen Institutionen.

TEXT UND AUFNAHMEN VON HANS STAVS



Franz der Achtern, 73 Jahre alt, kommt dem Stammvater des jenuischen Geschlechtes hier oben am nächsten. Sein Vorrat ist, wie dieser, ein tüchtiger Glockengießer gewesen. Er selber ist jahrelang mit dem Wagen in die Welt herumgefahren. Jenu pit's nicht mehr gut und er muß aus der Vegetationszone des Kantons Unterwalden ziehen. Er hat viele Kinder, wie er behauptet 23 aus drei Ehen. Aber ganz sicher ist er nicht.

Die Jüngste von Franz dem Achtern. Wie alt sie ist? «Ich weiß nicht, gleich dreißig». Die die Franz ist verpörrigt gewesen.